III. Jahr Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende VI (Das Kind) / Jul. Zerzer: Der Steinklopfer / Desider Kosztolányi: Großvater / Georg Trakl: Nachts / Richard Huldschiner: Vorzeit / Franz Staude: Sinkender Abend / F. Lampl: Frommer Frühling / Hartmann: Brixner Chronik XVIII / Karikaturenfolge 64: Max von Esterle: Abgeordneter Dr. Kofler

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Mai 1913 Heft 16

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

VI. Das Kind

(Erster Teil)

Frühling in Sicht. Der Wind ist unsteter geworden. Mit ihm das Gewölk, das den Himmel durchirrt. Oft ballt es sich wie drohend zusammen, um sich dann rasch wieder aufzulösen. Die Tage sind noch trocken und rauh, vom Wind durchfegt, aber sie sind gewachsen und reichen schon mehr in den Abend hinein. Und die Sonne ist ausgiebiger, leuchtender, flüssiger geworden.

Die Starrheit der Landschaft beginnt zu weichen. Es scheint sich überall zu regen. Die Erde öffnet wohl schon die Poren. Das Schneegeäder auf den schattigen Hängen wird täglich feiner und zerteilter. Die welke Blattschicht am Boden täglich welker, spröder, zerriebener. Bald wird sie Staub sein. Und Grün quillt vereinzelt hervor, hier als Blatt, dort als Halm. Dazwischen die ersten farbigen Blumen.

Aber der Wind bleibt unstet: die leibhaftige Unruhe am Körper der Natur. Wo er sich niederläßt, ein Rauschen und Brausen, und was er berührt, bebt, schwankt und beugt sich wie von machtvoller Hand geschüttelt. Er ist wie die Luft; er hat auch in Tiefen seinen Ursprung — ja auch in Uebertiefen. Er tritt wie die Luft zu Zeiten stürmisch auf. So zeigen sich Stürme der Auflösung und Stürme

des Werdens. Diese letzteren anzuhalten, bin ich bestrebt, wie angespornt von der Zeit und von der Windflut um mich. Denn Werdestürme sind immer ein der Zukunft Vorhergehendes. Sie gehen im Menschen um als Liebestrieb, als Lust — ehe das Kind wird.

*

Ich habe in einer Campagna eine Ecke aufgesucht, wo mich Fels und Mauern vor Wind schützen. Die Sonne besonnt mich. Ich lasse draußen die Berge, die Weingärten, die schimmernden Oliven. Und gehe in mich und nehme die Sonnenkraft mit mir, die mir helfen soll, etwas, das mir lange schon nahe ging, ganz an mich herankommen zu lassen: das Problem „Kind".

Denn wenn es etwas im Dasein gibt, daraus dem Menschen eine Verpflichtung erwächst, so ist es das Kind. Das Weib ist es nicht. Indem ich es mir erschließe, wird es nur sich selber erschlossen. Wille und Willigkeit der Natur bedingen sich gegenseitig bei Mann und Weib, sie erfüllen sich in der Lust, die für den Daseinsbestand das Nötigste ist. Indem man nun aus der Lust ein Verbrechen oder ein Vergnügen oder einen Zweck macht, begeht man dasselbe Verbrechen, das die Zivilisation an der Natur begeht, wenn sie ihre Zähmung der Natur aufzwingen will. Denn Lust ist weder Verbrechen noch Vergnügen, sie ist auch nicht Zweck; sie hat ihren Ursprung in den tiefsten Verhangenheiten der Natur, und was man an ihr als Zweck ansieht, ist nur eine — und zwar die faßbarste — ihrer vielleicht unzähligen Folgen. Denn ein Tun ist erst Zweck, wenn es getan wird, um ein Bestimmtes zu erreichen. Bei der Lust trifft das nicht zu; sie ist umso unwissender und unberechnender, je mehr sie Lust ist. Und es ist anzunehmen, daß ihr höchster und blindester Moment zugleich ihr schöpferischster ist. Es spricht hiefür auch Erfahrung, die weiß: daß Kinder der

Liebe zumeist naturgeratener als Kinder der instituierten Ehe sind.

Damit ist ausgesagt, daß wir mit dem Kinde etwas ins Leben gerufen haben, das wir in keiner Weise beherrschen. Die Vorexistenz des Kindes beherrscht vielmehr uns, nicht wir sie. Es ergibt das erste Bedenken gegen Rechte der Erzeuger auf das Gezeugte. Denn etwas, das uns gleichsam schon als Vorexistenz überwältigt, kann nicht die Bestimmung haben, von uns in seiner Lebensexistenz beherrscht zu werden. Den Erzeugern wird nur die Verpflichtung: das Gezeugte zu betreuen, solange es hilflos ist und der Führung und des Beistandes bedarf. Der Einhaltung dieser Verpflichtung entstammt wohl auch das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren! Der wohlgeratene Mensch, im Vollbestande seiner Natürlichkeit, wird freilich weder solche Verpflichtung als Verpflichtung noch solches Gebot als Gebot empfinden; ihm mag das eine wie das andere etwa wie ein Nachbetätigungsfeld der Lust sein. Aber auch dort, wo das Gebot, seine Erzeuger zu ehren, bereits als Gebot empfunden wird, sagt es — das Geschenk des Daseins auch als Geschenk nehmend — noch aus: daß auch die Lust zu ehren ist.

Wer hier anhält, muß des schlimmen Zwiespalts gewahr werden, der in Zeiten einer instituierten Religion (die nicht mehr Religion ist) liegt, die das sogenannte vierte Gebot übernimmt und dabei die Lust an sich nicht genug zu verdammen weiß. Unnatur und Schlechtigkeit eines solchen Gebahrens möchten dartun: daß zu Vater und Mutter, die zu ehren sind, nur eine Institution machen könne. Damit erweisen sich aber solche Institutionen als allzu zeitlich bedingte Emporkömmlinge, die die ewige Dynastie der Natur vergewaltigen wollen. Das Dasein jedoch ist machtvoller und hält sich an keine Institution. Und immer wird das Kind eine Frucht der Lust sein.

So sehr man auch als Ausübender der Lust dem Kinde gegenüber zum Schuldner wird, erlangt man doch wieder eine gewisse Schuldlosigkeit dadurch, daß man nicht Schöpfer und nicht Herr seiner Lust ist. Daß man vielmehr der Lust gleichsam als einer Uebermacht in sich begegnet, vor der man sich beugen muß, — daß man so nicht mehr Wille, sondern Willigkeit ist, die zu Hingabe ohne Berechnung führt. Man ist als Liebender und Glühender gedrängt, sich im anderen Geschlechte auszugeben zu vermeintlicher Erfüllung. Man weiß von den möglichen Folgen. Aber man bezweckt sie nicht und vermeidet sie nicht. Man verliert sie immer mehr aus dem Sinn, je mehr man Lust wird. Zuletzt bleibt wie zu Dank für das Vollgefühl der Lust, für das Anbringenkönnen dieses Vollgefühls, eine tiefe Bereitwilligkeit in einem zurück, die das Genossene am Kommenden gleichsam abdienen will.

Diese Bereitwilligkeit, dieses Aufsprossen einer größten Willigkeit, die begehrt, alle Folgen auf sich zu nehmen (wodurch das Ertragen dieser Folgen nicht mehr zur Last, eher zur Lust wird) ergäbe vielleicht ein Tilgen alles Schuldgefühls. Es wäre ein Wichtigstes; denn daß wir als Erzeuger frei von Schuld sind, ist unsren Kindern die beste Mitgift. Die Lust am Kinde, am Gezeugten an sich, wird hier ein seichtes Vergnügen, solange sie nicht durch jene größte Willigkeit ausgelöst oder getragen ist, die das vielerlei Leid, dem das Kind dadurch, daß es in die Welt gesetzt wurde, ausgesetzt ist, auf sich nehmen will. Reines Menschentum lebt solche Lust: es bejaht die Zeugung und kennt kein Schuldgefühl; sein Schuldigwerden erstirbt immer wieder in seiner Willigkeit.

*

Ich habe längst meinen Standort gewechselt. Es läßt mich nicht lange an einer Stelle ausharren. Mein Nach-

sinnen macht mich unruhig; es geht mir nach durch Tag und Nacht.

In die Zeit ist nun mehr Wärme gekommen. Aber die Werdestürme sind zuweilen noch ärger geworden. Ein Tag ist ungewöhnlich wild. Man lernt beinahe begreifen, daß die Lust nur kurze Zeit währen kann, auch die Lust in der Natur: sie würde sonst wohl mehr vernichten als schaffen müssen. — — —

Wieder ausruhend zwischen Sträuchern, die schon zu schwellen beginnen, sammle ich wieder mein Sinnen. Und gehe weiter jener Willigkeit für das Kind nach. Sie muß schon im Wesen der Lust liegen und eine erstaunliche Kraft sein: eine verborgen lösende und zugleich ordnende Kraft wie der Frühling, der ja auch verborgen umgeht. Sie muß helfen, dem Kinde das Gepräge zu geben, wie der Frühling den Sträuchern ringsum das Gepräge gibt, indem er ihre Säfteflut löst und ihre Entfaltung bewirkt. Wo sich der Frühling spürbar macht, ist Willigkeit; Unwilligkeit kennt keinen Frühling. So ist in der Natur Frühling- und Willigkeitswerden eins, wie ursprünglich gewiß auch Lust und Willigkeit eins waren. Bis zu ihnen das Besserwissen kam, bis die vielen Einsichten schmarotzend zu ihnen fanden und sich eine Ordnung an sie herandrängte, die sie von einander trennt. So, in entzweiter und verunstalteter Form, nicht mehr eins und selbstherrlich, sollen sie nun nur mehr innerhalb eines Rahmens betätigt werden, den jenes Wissen und jene Ordnung um sie spannt. Aber der Naturbegriff von Lust wie von Willigkeit verträgt kein Wissen und keine Ordnung von außen her, wenn er nicht sein Wesentlichstes einbüßen soll. Auch das Werden, als Gesproß von Lust und Willigkeit, verträgt kein solches Wissen und keine solche Ordnung. Man *wird* nicht mehr, wenn man weiß und ordnen kann, was man wird. Wo Lust und Willigkeit einmal solchem Wissen und solcher Ordnung verfallen

sind, schreitet der Verfall rasch weiter. In der Folge wird auch das Kind einem Wissen und einer Ordnung verfallen sein. Und es werden hier die „Kindersysteme" überhand nehmen, dort wird die eheliche Pflicht triumphieren: je nachdem man sich zu dieser oder jener Ordnung bekannt hat. Lust und Willigkeit gehen immer getrennter, werden immer entarteter. Kleinlichste Beweggründe werden maßgebend, ein Größtes: ein neues Menschenleben entweder zu verhüten oder auch es auszulösen. Die Lust, die nicht wissen sollte vor Lust, wo sie sich niederläßt, und die Willigkeit, die nicht wissen sollte, wo sie der Lust begegnet, weil sie überall auflebt, wo die Lust wach ist, werden äußeren Einsichten und Absichten untertan. Das Kind wird den Umständen möglichst angepaßt. Diese ersetzen die Willigkeit und müssen die Lust, die ein Leben in die Welt setzt, ebenso wie die Lust, die ein Leben in die Welt zu setzen verhütet, rechtfertigen. Und kein Gefühl wird dabei wach, das sich vorzustellen vermöchte, wie hier vielleicht einem Leben mit dem Leben auch der Genuß der Wunder und Köstlichkeiten das Daseins vorenthalten, wie dort vielleicht das ins Leben Gerufene Leidvollstem ausgesetzt wird. Vor den Ordnern der Lust entweicht alles Gefühl. Aber das Nichtwissenkönnen um die Zukunft verneint immer und überall jedes Ordnen der Lust. Es läßt die Erzeuger dem Gezeugten gegenüber umso schuldiger werden, je mehr die Lust geordnet wird.

Hier wird einigermaßen ersichtlich, wie selten den Erzeugern Erziehungsrechte auf das Gezeugte zukommen, und wie noch seltener sie sich als Erzieher eignen mögen. Ja, man erkennt: wo sie erziehen, entziehen sie. Denn alle Erziehung ist Entziehung. Man sieht das schon an der Lust, an der jedes Ordnen, jeder bestimmende Eingriff Entziehung wird. Und so mag es auch an der Frucht der Lust, am Kinde, sein. Taugliche Erziehung darf nicht entziehen. Sie müßte sich darauf beschränken im Zögling sein

eigenstes Bestes wachzurufen und wachzuhalten. Das kann nur durch eine Umgebung geschehen, die mit Beispiel vorangeht. Denn Kinder sind durstige Seelen, die ihre Umgebung in sich trinken. Je empfindlicher ein Kind ist, umsomehr nimmt es von seiner Umgebung in sich auf. Ob nun Eltern, die das Beste an der Lust, die Willigkeit, den Umständen unterordnen, sich für das Kind als solche Umgebung eignen mögen, ob sie mit Beispiel vorangehen können, bleibt fraglich. Denn erst als Willige säen wir wieder Willigkeit. Und erst durch Willigkeit vermag sich unser eigenstes Bestes ans Licht zu ringen. (Hier zeigen sich Eltern von Kindern der Liebe — soferne sie auch ursprünglich und reich genug sind, ihre Elternschaft als Geschenk zu tragen — für ein solches Beispielgeben geeigneter als solche, die erst in der instituierten Ehe zu Eltern geworden sind. Denn die Möglichkeit, daß die Willigkeit Umständen untergeordnet wurde, haftet jeder instituierten Ehe an.)

Es fällt hier noch Licht genug ab, um zu erkennen, wie spärlich die Rechte — also auch die Erzieherrechte — der Erzeuger auf das Gezeugte sind, und wie diese Rechte noch spärlicher werden, wo vorurteilsvolles Wissen und herkömmliche Ordnung die Ausübung der Lust lenken. Leicht wird der Mann in der Zeugungsfrage seinem Weibe willfährig, da dieses doch alle Beschwerden der Kindswerdung zu tragen hat. Je mehr das Weib aber zur Frau geworden ist, umsomehr wird die Willigkeit in ihr von einer Ordnung von außen her verdrängt werden. Das Kind wird nicht mehr hingenommen, es wird angeschafft oder abgewehrt, und das Verhalten diktieren die Umstände. Es bleibt aber für die Weibesbeschaffenheit nicht gleich, ob im Weibe durch die Lust eine Frucht ausgelöst oder diese Auslösung verhütet wird. Aufgeschoben ist hier aufgehoben.

Was heute der Empfängnis harrte, befruchtet sich später nicht mehr. Und das Fruchtbringen ist für das Weib mit

einem so großen Säfte- und Kräftewechsel verbunden, daß die Folgen seiner Aufhebung oder Verhütung wohl tief in das Weib hineinreichen. Es erlaubt zu folgern: Im empfängnistüchtigen Weibe mag durch künstliche Verhütung der Empfängnis etwas zurückbleiben, das eine spätere Empfängnis noch zu verspüren bekommt. Und diese Seite will sich mir als eine wichtigste zeigen. Denn sie gestattet, manches Uebles am Kinde auf das Verhalten seiner Erzeuger zurückzuführen, und unterstreicht für diese die Forderung um Nachsicht für das Kind. Darum wäre es gerechter, wenn die von der Willigkeit abgekommenen Eltern ihr Schuldigsein erst zehnmal züchtigen möchten, bevor sie einmal mit vorsätzlicher Züchtigung an das Schuldigwerden ihres Kindes herantreten. Mit vorsätzlicher Züchtigung erziehen wollen, dokumentiert immer die Gemeinheit des Erziehers. Und immer zeigt es sich, daß ein derartiges gewalttätiges Erziehen am Gezüchtigten Uebles anrichtet, das sich später vielleicht als Trübsinn oder als Leiden am Leben oder als Hang zum Wehetun offenbart. Besseres Menschentum kennt Züchtigung wohl nur als Abhärtung, als Prüfung, ob sich etwas bewährt — nicht als Strafe. Es ist ein Zeichen von Entartung, durch Strafen bessern zu wollen. (Hier möchte man lehren, dieser Entartungsform wirksamst zu begegnen — auch den Gesetzen, wo sie durch Strafen bessern wollen — durch Aufhebung des Sichgestraftfühlens. Es wandelt das Gestraftwerden in ein Sich-Abhärten. Es erhöht in einem das Gerüstetsein seines Menschentums.)

Das unfertige Kind mag wohl zuweilen der Güte in Form der Strenge, wenn auch nie in Form der Härte, bedürfen; es besagt hier: einer anderen führenden Umgebung als der der Eltern bedürfen. Und wirklich mögen Kinder im allgemeinen bei Fremden besser als bei den eigenen Eltern aufgezogen sein. Freilich kommt zuletzt auch hier die Allgemeinheit, als die Menge, nicht in Betracht; sie be-

deutet zu leicht Entartung. Und von besseren und zusammen wirkenden Eltern — mögen sie noch so selten sein — mag jene größte Willigkeit in der Lust als das Versöhnendste erkannt und ihr auch die Führung überlassen sein. Sie dürfen erziehen. Denn sie erziehen nicht, weil sie nicht entziehen wollen; sie geben nur Beispiel. Ihretwegen gilt noch immer: daß das Kind bei seinen Eltern am besten untergebracht ist, ja daß diese dem Kinde ein Unersetzliches sind.

*

Ich bin in eine Wildnis gekommen, darin der Frühling sich inzwischen aufgetan hat. Schleierhaft bedeckt ein leichter Regen die steinigen Hänge. Ein weites, doch nicht allzulautes Rauschen von den tausend und tausend Tropfenfällen. Erquickend feuchter Erdgeruch, noch vom Regen der vergangenen Tage. Und Geflöte von Vogelstimmen, ungemein weich und melodisch, wie lauter lautgewordene Willigkeiten. Die wenigen steilen Föhren, die zusammenstehen, schließen auch ihre Kronen in einander und breiten so ein schirmendes Dach über mich aus.

An einem Stamme niedergekauert, fühle ich, wie die Zeit mir enteilt im Gewahrwerden der lenzlichen Regungen der Dinge. Wie von der Lust des weichen innigen Vogelsanges angespornt folgt mein Sinnen wieder der Lust, verfolgt ihr Entstehen. O diese reine Lust — wie sie sich der Vogelkehle in Lauten entringt! Sie entfacht der Frühling, der aus verhangenen Tiefen quillt und mit seinem heißen Schöpferatem sich in jede Kreatur hineinwühlt und so alles schlafende Leben zum Erwachen bringt.

Mit einem Mal erhellt sich mir, daß die Vorexistenz des Kindes tief hineinreicht in das Entstehen der Lust. Und daß es für die Beschaffenheit der Frucht der Lust von Belang ist, wie diese Lust zustande kommt — wo sie sich herleitet, wodurch sie ausgelöst wird. Und wie selten es ist,

daß sie selbstherrlich ausbricht, daß sie ganz ohne Vorbedacht aus ihrer Verhangenheit heraustritt: schrankenlos und doch eingebettet wie ein Wildbach zwischen hohen Felsenufern, blind und doch wählerisch, als wäre sie lauter Auge, rückhaltlos sich vergeudend und doch in bestimmtester Form sich sammelnd, sich der Zeit hinterlassend. Daß solche Lust wohl nur dort auftritt, wo noch reines Menschentum vorhanden ist. Daß in jedem anderen Falle mit der Lust auch bereits ein Verdorbenes oder Verkümmertes auftritt, und daß es sich auch als solches hinterläßt, wo diese Lust Frucht trägt. Daß das Kind demnach nicht mehr etwas Unschuldiges, sondern als etwas, dem ein Verdorbenes oder Verkümmertes anhaftet, auch bereits etwas Schuldiges ist. Und daß dieses Schuldige, als von der Lust der Erzeuger herrührend, wirklich eine Erbschuld ist. Wir machen aber diese Erbschuld nicht gut, indem wir die Lust als solche zur Schuld machen und verbüßen wollen, sondern indem wir verbüßen wollen: daß wir der Lust die Willigkeit nahmen dadurch, daß wir die Lust als Natur je zur Schuld machten. Denn solange die Lust erst ihre Willigkeit von einem äußerlich Ordnenden empfangen muß, entbehrt die Lust ihrer natürlichen Reinheit. Es nimmt ihrer Frucht, dem Kinde, die Unschuld. Und nimmt diesem Kinde mit der Unschuld wohl viele verborgene Kräfte fort, die sonst mithelfen, ein Leben gegen das Leben zu schützen.

Es erhebt sich da, sehr im Seichten steckend, auch mancher Tadel, der klagend meint: daß rohe Gewalten oft unschuldige Kinder treffen. Unschuldige Kinder! Wo ist das reine Menschentum, das erst die reine Lust und damit im Kinde erst die völlige Unschuld, das Freisein von aller Schuld, bedingt? Man nimmt zumeist wohl das völlig Unmündige und Hilflose am Kinde für ein Unverdorbenes und Unschuldiges, weil alles Verdorbene (und Schuldige in diesem

Sinne) an diesem völlig Unmündigen und Hilflosen noch völlig verdeckt ist.

Und nun wäre an dieser Stelle beispielsweise zu fragen: Wieviele wirklich unschuldige Kinder wohl jenem größten uns überlieferten Kindermord unter Herodes zum Opfer fielen? Denn es wäre zu bedenken: daß verkommene Regentschaft auch Verkommenheit bei den Untertanen voraussetzt. Daß demnach jene, die einen Herodes ertrugen, gewiß auch Verkommenes an sich hatten. Daß an solchen Untertanen wohl auch die Lust verkommen oder wenigstens verdorben und daher die Frucht solcher Lust nicht mehr unschuldig war. Dem einzigen sicher unschuldigen Kinde unter jenen Menschen, dem Knaben Jesus, dem Sprossen tiefster Willigkeit, vermochte auch nichts zu geschehen. Es sollte uns verdeutlichen: daß die Kraft, ja daß auch das Wunder dort ist, wo die Unschuld ist. Denn die Wirklichkeit hat tausend Hände, deren Wirkungsweise uns verhangen ist. — — —

Der Regen verrauschte. Durch den Abend tönt der Vogelsang lauter; sein Tempo ist rascher geworden, seine Tonart unruhiger, blinder. In den Pausen nähern sich wohl die Tiefen, die in den Tönen laut werden. Bald werden sie einander Einlaß gewähren. Die Töne sind schon spärlicher, stiller. Und die Stille ist wie eine tiefe Willigkeit, die alle Lust auftrinkt — all diese reine Lust.

Der zweite Teil dieses Kapitels
folgt in der nächsten Nummer

Der Steinklopfer / von Julius Zerzer

Am Rand der Straße sitzt du, die sich dehnt
Zu jeder Fremde unbekanntem Blauen,
Und der vorbeigeht und zu eilen wähnt,
Er kann in dir des Weges Rätsel schauen.
Des Flusses Welle bohrt und schäumt und schwillt,
Den Kiesel neugestaltend zu zerschlagen,
Bis endlich sie den kurzen Zweck erfüllt
In endlos aufgereihten Wandertagen.

Da hat Natur in's Dasein dich gestellt,
Des Blutes Welle, die in wenig Stunden
Viel hundert Steine abschleift und zerschellt.
Da hat der Geist in dir den Pfad gefunden
Zu höh'rer Freiheit und es rollt die Welt
In dir auch nach dem endlichen Gesunden.

Großvater / von Desider Kosztolányi

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Wenn man einen Tropfen violette Tinte in ein Glas Wasser gießt, wird das Wasser veilchenblau. So durchsichtig, wässerig, veilchenblau war der Himmel. Die Bäume hingegen waren weiß und fuhren manchmal zusammen, als sprächen sie im Traum.

Gegen fünf Uhr wurde es dunkler und die Dämmerung überhauchte das Firmament mit den harten und kühnen Nuancen des Dunkelblau. Feuchter Wind wehte. Der glänzend-schwarze Asphalt und das Blau des Himmels umarmten einander, und ich dachte daran, solche windige, sonderbare und buntfarbige Abende könne es bloß in Japan geben, manchmal im blütenreichen April. Dann färbte sich auch die letzte goldige Patina der Fensterscheiben fahl. Und damit zugleich erstarben auch meine Gelüste, die an diesem

Nachmittag geil und melancholisch sprossen, den Winter beweinten, den Frühling jauchzend begrüßten und sich der Hoffnung auf ein neues Leben hingaben.

Da begegnete mir Großvater zum ersten Male.

Ich träumte:

Es war der Tag seines Begräbnisses, meine Brust atmete noch schwer, und häufiges Schluchzen schüttelte mich.

Langsam kam er in seinem bequasteten Schlafrock über unseren alten kalksteingepflasterten Hof, klingelte aber zuerst beim Tor und ging dann so verstohlen, schleichend und behutsam weiter, als fürchte er, eine der Mägde könne ihn in jedem Augenblick anschreien. Er erreichte jedoch unbeanständet die Gartenlaube. Großvater war bloßköpfig, seine grauen Haare kotig, seine tränenerfüllten Augen blickten vorwurfsvoll und tieftraurig. Mit diesen anklagenden Blicken schaute er mich an, warf den Kopf zurück und starrte mir lange, lange ins Gesicht. Sein Gesichtsausdruck war so schmerzerfüllt, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. Dann verschwand Großvater.

Die zweite Begegnung erträumte ich nicht mehr, phantasierte oder halluzinierte auch nicht, ich sah ihn vielmehr ganz deutlich und sprach mit ihm. Es mochte gegen sieben Uhr abends sein, der Himmel war noch immer blau, und auf den Zweigen der Bäume schaukelten sich duftig-weiße Spitzen. Staub, Lärm und ungesunde Unruhe lagen auf meinem Gesicht, und in meinem Herzen wühlte verheimlichter Schmerz.

Plötzlich — an einer Straßenecke — stand er vor mir und erfaßte meinen Arm.

„Großvater . . .“ stammelte ich mit erbleichenden Lippen, „Großvater, woher kommst du?“

Er antwortete nicht, runzelte bloß die Augenbrauen und starrte mir ins Gesicht.

„Du bist so blaß“, setzte ich fort, „und so traurig, wie ein

weinendes Kind. Und von deinem schwarzen Gehrock springen allmählich alle Knöpfe ab, welche Großmutter an nebligen Oktobermorgen mit langen, schmalen Fingern angenäht hat. Jetzt tut sie es nicht mehr. Du bist verkommen, sanfter weißhaariger Großvater. Im Sarge sind wir alle verlassen, im Sarge müssen wir alle verkommen."

Er nickte traurig. Ich sprach weiter.

„Ich begreife deinen Zorn und dein Schweigen. Ich habe deiner vergessen. Oftmals war ich lustig und dachte monatelang nicht an dich. Wenn der bleiige Regen strömte, fiel es mir nicht ein, daß er auch auf dein Grab träufelt und sogar deinen Sargpolster durchnäßt. Ich war in Theatern, tanzte auf Bällen, wärmte mich sorglos neben dem Ofen. Einmal — im Frühling — pflückte ich alle Blüten eines weißen Jasminstrauches ab und schenkte die Blumen einem Mädchen. Und an dich dachte ich nicht. Verzeihe mir, daß ich dich niemals auf dem Friedhofe besuchte, verzeihe mir..."

Großvater nickte wieder und verschwand.

Dann erkrankte ich schwer, und die Aerzte schickten mich nach dem Süden. Ich fuhr nach Arco. Verbrachte dort meine Nachmittage im Nichtstun. Wenn ich zu lesen versuchte, schloß ich sofort das Buch. Wenn ich mir eine Zigarette anbrannte, warf ich sie sofort wieder weg.

Wozu rauchen? Wozu lesen? Wozu überhaupt leben?

Die schwer duftenden Oliven allein waren mir noch lieb. Gierig sog ich ihren fetten Duft ein und wandelte in der dunkelgrün-goldigen Dämmerung halb träumend, halb schlafend umher, war blaß und mager und immer in einen langen schwarzen Gehrock gekleidet. Gegen fünf Uhr ging ich auf das Eisenbahngeleise und schritt vorwärts, nur vorwärts, hob meine hageren Arme hoch in die Luft und empfand oftmals, ich könne fliegen.

An einem solchen Nachmittag suchte mich Großvater zum letzten Male auf. Er kam die Eisenbahnschienen entlang und

zürnte mir nicht mehr. Er faßte meine Hand und führte mich. Ich weiß nicht wohin.

Der Glanz der Schienen vereinigte sich allmählich mit dem Grau der Dämmerung. Und je weiter ich mit ihm ging, umso kleiner fühlte ich mich, umso stärker mußte ich mich strecken, damit mir seine warme Führerhand nicht entgleite. Langsam blieben die Wiesen zurück, eine fahle Ebene dehnte sich vor uns. So fremd und dennoch so bekannt. Hier war ich einst sicherlich gewesen! Dann durchquerten wir einen abendlich dunklen Garten mit vielen betäubend duftenden weißen Lilien. Auch das Spielzeug eines kleinen Kindes kugelte sich dort im Sande.

Unser alter Garten war es, und die knarrende Holzstiege dort führt in Großvaters Stube.

Ich erschrak, wollte meine Finger aus Großvaters Hand reißen, doch es ging nicht mehr, war schon zu spät.

An die weiteren Geschehnisse erinnere ich mich nur sehr dunkel. Wir gingen in die Stube hinauf, Großvater zündete die Lampe an. Ich war sehr müde, ganz apathisch und ließ mit mir, so unverständlich, grauenvoll und fremdartig dies alles aussah, dennoch alles geschehen.

Zuerst kochte Großvater einen Tee. Er bereitete ihn in der gewohnten Art zu, goß sehr viel Rum hinein, dann schmolzen wir gemeinsam ein wenig Zucker, und der braune Saft tropfte zischend in die sich rubinrot färbende Flüssigkeit. Dann sang Großvater mit hoher Tenorstimme ein altes Kriegslied, das in meinen Kinderzeiten manchmal vom Hofe her in mein Kämmerlein gedrungen war. Er sang so schön, daß ich geraume Zeit meinen Blick nicht von ihm wenden konnte. Ich schlang meinen Arm um seinen Kopf, strich ihm das schlohweiße Haar zur Seite und suchte die blaßrote Narbe, welche ein Säbel auf seiner Stirne hinterlassen hatte.

Plötzlich brach die Nacht ein. Großvater setzte seine Brille auf, suchte eine alte vergilbte Zeitung hervor und begann

zu lesen. Ich aber setzte mich auf den Teppich und bildete mit roten und weißen Zuckerplätzchen den Kopf der Zeitung nach. Ich wurde immer schläfriger, meine Augen blickten starr und ausdruckslos, Luftwellen streichelten mich, bunte Seifenblasen tanzten vor meinen Augen, als läge ich in einem Opiumrausch. Großvater legte mich nieder. Bequem streckte ich meine Glieder in dem kleinen grünen Gitterbett. Es war genügend groß. In der Stube wurde es finster und kalt.

Ich weiß nicht, wie lange dies währte. Ich erinnere mich bloß, daß ich mich plötzlich zu fürchten begann. Blind, töricht, wahnsinnig war diese Angst. Ich wollte nach Arco zurück! Die Lampe auf dem Tische brannte düster und draußen herrschte finstre Nacht.

Großvater erhob sich von der abgewetzten türkischen Ottomane, brummte etwas, schaute auf die Uhr und traf dann Vorbereitungen zum Weggehen.

„Wohin gehen wir?“ stammelte ich und vergrub mein Gesicht in die Pölster.

Er sprach kein Wort, suchte meinen Kinderpelz hervor und zog mich an. Nahm mich auf den Arm und rannte, rannte mit mir in die sternenlose Nacht hinaus.

Ich sah ein paar Bäume, manchmal eine Lampe, einen Laden, der eben gesperrt wurde, einen großen Mann, Eisenbahnschienen, sonderbar phosphoreszierende Telegraphenstangen und sehr selten, in der Ferne, ein beleuchtetes Fenster. Sonst nichts. Dann verschwand alles. Nichts war zu sehen.

Nichts.

Fürchterlicher Schreck erfaßte mich und schnürte meine Kehle zusammen. Mein Herz pochte laut und ich preßte mein Ohr an Großvaters Brust.

Sein Herz schlug nicht . . .

Was geschieht mit mir?

Ich muß flüchten! Flüchten!

Minuten vergingen. Ich erfaßte seinen Arm. Er gab nicht nach. Mich ergriff der Jähzorn des kleinen Kindes. Ich griff in seine schneeweißen Haare und da . . . da . . . versetzte ich ihm einen Schlag.

„Ich gehe nicht weiter!“ schrie ich kreischend. „Laß mich hier. Gehe allein zurück!“

Großvater wischte mir die Tränen aus den Augen und ließ mich los. Ließ mich sanft los. Ging dann drei Schritte vor. Nein, er ging nicht, taumelte. Dann blieb er stehen. Ich sah sogar in der Stockfinsternis deutlich, wie er auf den Rasen stürzte und lange bitterlich, lautlos weinte.

Gegen Mitternacht war ich in Arco. Ging sofort ins Hotel. Legte mich nieder. Schlief bis morgen.

Seither genas ich. Das Leben kehrte in meine Glieder zurück. Meine Wangen sind rot.

Doch Großvater kam seither nicht.

Trotzdem harre ich seiner. In den Abendstunden mache ich lange Spaziergänge außerhalb der Stadt. Vielleicht kommt er irgendwo und führt mich wieder in meine Kindheit zurück. Und noch weiter, viel weiter, dorthin, wo er allein hinmußte. Ich weiß nur: besucht er mich noch einmal, dann gehe ich mit ihm . . .

Doch er kommt nicht. Auch gestern harrte ich seiner den ganzen Tag. Er kam nicht. Ich wendete mich gegen Süden, gegen Arco zu, und rief ihn. Er kam nicht. Hat mich auf ewig verlassen.

Nachts / von Georg Trakl

Die Bläue meiner Augen ist erloschen in dieser Nacht,
Das rote Gold meines Herzens. O! wie stille brannte das Licht.
Dein blauer Mantel umfing den Sinkenden;
Dein roter Mund besiegelte des Freundes Umnachtung.

Vorzeit / von Richard Huldschiner*)

In der Hütte des rätischen Landmannes Tis. Durch die offene Tür schauen der Wald und fahle Berghänge herein, über denen sich hoch oben Schneewüsten breiten. Im Westen lagert über den langgestreckten Bergen eine schwere Wolkenwand, unter der ein düsteres Abendrot verglimmt. Es ist die Stunde, da der sterbende Tag in seinen letzten Zuckungen liegt. — Auf einer Bank, die so über dem Herde hinläuft, daß die Sitzenden ihre Füße auf seine warmen Steinplatten stellen können, sitzen Tis und ein bärtiger Hirt. Sie stochern mit Holzscheiten in der Glut herum, daß sie manchmal aufflammt und über ihre wetterharten Gesichter, die nackten Arme und Beine und die schweren Lederkoller ein rötliches Licht wirft. Abseits, an der Tür, auf einem umgekehrten Milchkübel, sitzt Lucius Cornelius Rufus, mit verschränkten Armen, in kühler, zuwartender Haltung. In der Tiefe des Gemachs, schon ganz im Dunkeln, steht Susa, die brennenden Augen auf Rufus gerichtet.

Tis: Du bist von den Flüchtenden der erste, der bis zu uns heraufgestiegen ist. Die Wege sind rauh hier herum und es heißt, daß die römischen Männer die Mühsal scheuen — hoho, ich glaube es wohl, sonst hättet ihr uns längst auch diese Hütten genommen. Man sagt, daß ihr immer hungrig gewesen seid; ich weiß es nicht. Ich bin eurem Männern nur selten begegnet. Hier oben auf meinem Berg sitz ich; ich habe eure Herrschaft nicht anerkannt. Aber gut, gut! Es sind andere Zeiten gekommen, und ich will

*) Wir entnehmen diese Auswahl von Szenen, deren Schauplatz das südliche Tirol der rätischen Vorzeit bildet, dem bei Albert Langen in München erschienenen Werke „Der Tod der Götter", das als ein „Buch der Mysterien" den letzten trotzigen Widerstand der untergehenden heidnischen Welt gegen das siegreiche Christentum im Ansturm der beginnenden Völkerwanderung darstellt. (Preis brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—).

nicht, daß du sagen könntest, der Tis auf Villanes hätte dich nicht wie einen lieben Gastfreund aufgenommen.

Der Hirt: Andere Zeiten, andere Götter! Einstmals ritt Mutus vor Sonnenaufgang auf einem schwarzen Pferd über die Almen und segnete das Vieh, daß es trächtig wurde und warf, und ließ das Gras auf den Halden wachsen, und die sieben Jungfrauen saßen auf den Steinen, woben goldene Tücher und streuten sie über das Land. Sommerszeiten waren es, fruchtbare Tage und die Muhren kannte man nicht, noch die Seuchen, die das Vieh in den Ställen hinsterben lassen. Mutus und uns, seinen Söhnen, gehörte das Land, bis ihr kamt, ihr mit euren Eisenrüstungen.

Rufus: Habt ihr so viel zu klagen gehabt über uns?

Der Hirt: Es war eine Zeit, wo es keine Fremdlinge gab in unserem Land. Alles gehörte uns.

Tis: Gut, gut, das wissen wir! Verzeih ihm, Römer! Er hat seine Sitte nicht gelernt . . . und es ist ja wohl wahr: Vieles ist anders geworden seit dem Tag, da mein Vater das Weib für mich freite.

(Nachsinnend, mehr an Rufus gewandt):

Ich war sechzehn Jahr und Saruſa vierzehn. Ihrem Vater gehörte all das Land am Bache Fretis und mein Vater hatte über Villanes gerodet. Die Götter grollten noch nicht . . . verzeih, vielleicht hast du den neuen Gott . . .

Rufus: Ich bin ein Römer.

Der Hirt (murmelnd): Es war eine Zeit, wo es keine Fremdlinge gab in unserem Land . . . Alles gehörte uns . . .

Tis: Gut, gut; das wissen wir.

Der Hirt: Sie melken ihre Kühe in ihren unersättlichen Schlund hinein.

Tis: Ruhe! sage ich dir.

Entschuldige das törichte Geschwätz! Er ist sehr alt und nicht klug. Rechne seine Rede nicht mir an! Du bist mein

Gast und ich möchte nicht, daß du in meiner Hütte beleidigt wirst.

Rufus: Ich sitze hier wie an meinem eigenen Herdfeuer und bin geborgen. Ich spüre, in diesem Hause waltet ein sanftes Weib seines Amtes.

Tis: Ach, Saruſa ist lang schon tot. Ich hatte sie zum erstenmal im Walde gesehen. Ich war Holz fällen gegangen und sie suchte Erdbeeren im Gebüsch. Wo bist du hergekommen? sagte sie verwundert. Kennst du mich denn nicht? sagte ich lachend. Ich bin meines Vaters Sohn. Da schüttelte sie den Kopf und sah mich groß an, denn sie kannte nur einen Vater und das war ihr eigener . . . Jetzt gibt es ja sogar schon in Gradeina Menschen, aber damals konnte man drei Tage lang reisen ohne etwas anderes zu sehen, als Hirsche und Luchse, und wenn das Glück gut war, einen Bären, der Honigwaben ausnahm . . . Aber rede ich vielleicht zu viel, Gastfreund? Vielleicht magst du lieber schweigend sitzen?

Rufus: Ich höre dir gern zu.

Tis: Nun ja, ich hieb mit meiner Axt, und das Mädchen tanzte zwischen den Bäumen und schaute manchmal verstohlen zu mir herüber. Wenn ich aber mit der Arbeit einhielt und ihr zunicken wollte, wurde sie verlegen und tat, als kümmerte sie sich nicht um mich. Da lachte ich still in mich hinein und pfiff und hieb, daß die Späne flogen. Ei, dachte ich mir, das ist ein vergnüglicher Vogel; wer den sich zu fangen versteht, wird immer zum Pfeifen aufgelegt sein. Sieh, da hatte ich mir auch schon in die Hand gehackt, weil ich nicht acht gab. Ich fluchte und drückte einen Finger auf die Wunde, um das Blut zu stillen. Da schrie sie erst, dann kam sie näher, sah mich an und dann meinen Finger, dann wurde sie ganz blaß und dann schlüpfte sie mit einem Arm aus ihrem Hemdchen, riß ein Stück davon ab und wickelte es geschickt um die Wunde. Mich aber

hatte der Schalk am Nacken, und ich stellte mich, als würde ich schwach. Was tat sie da? Sie setzte sich auf den Boden, bettete meinen Kopf auf ihren Schoß und hielt mich so. Und da wurde mir so wohl, ich hatte die Augen geschlossen und fühlte nur ihre frohe, junge Wärme, und da wußte ich auch, daß wir für immer beisammenbleiben mußten. Es hat mich einen halben Finger gekostet, aber die Ruhe und Freude, die ich gewann, waren mehr wert als eine ganze Hand . . .

Sie ist tot, meine Saruſa, aber ich denke viel an sie.

Rufus: Hast du Söhne?

Tis: Zwei Söhne; einer hat drüben jenseits dieser Berge neu gerodet, einer ist mir davongegangen, nach Süden, unter Kriegsvolk, ich weiß nichts mehr von ihm.

Rufus: Dein Haus ist still und freundlich, Gastfreund.

Tis: Wer abseits wohnt, ist ein freier Mann. So wenigstens dachten meine Väter. Darum bauten sie sich ihre Häuser in die Mitte ihrer Wiesen. In Dörfern sich zusammenzudrängen, haben wir erst von andern gelernt, und ich habe einmal erzählen hören von der großen Stadt Roma und anderen kleineren Städten, die freilich auch noch zehnmal so groß sein sollen wie unser größtes Dorf.

Rufus: So hast du vielleicht auch gehört, daß Tridentum, Endidae, Vadena und Pons Druſi nichts mehr sind als ein Aschenhaufen und ein Trümmerberg?

Tis: Einer der unsern ist auf Kundschaft ausgewesen. Wir wissen, was geschehen ist. Der Feind hat ein Lager erbaut und scheint sich seßhaft einrichten zu wollen. Vielleicht erschrecken ihn die engeren Klüfte der Berge. Vielleicht auch haben ihm die Götter Furcht in das Blut gegossen. Ich kümmere mich nicht um die Rothaarigen. Ich sitze ruhig auf meinem Hof und fürchte sie ebensowenig, wie ich deine Vorfahren gefürchtet habe, Römer.

Der Hirt (zu Rufus): He he, ihr nahmt, was euch

nicht gehörte, und da wurde es euch wieder genommen.

Tis (nach einem längeren Schweigen): Bist du hier, Susa?

Susa: Was schaffst du, Hausvater?

Tis: Gib uns zu essen!

(Susa tritt an den Herd heran. Schwarze, glänzende Locken hängen ihr wirr um Stirn und Nacken. Sie wird rot, da Rufus sie flüchtig ansieht und senkt schnell das Gesicht. Sie setzt einen Kessel voll Milch auf das Feuer, tut Mehl und Salz dazu und bereitet mit fleißigem Umrühren ein breiiges Gericht. Drei Knechte treten herein und setzen sich auf die Bank in der Stubenecke. Einer hat eine brennende Kienholzfackel mitgebracht, die er in einen eisernen Ring an der Wand steckt. Als das Essen fertig ist, geht Susa mit einem Krug, um Met zu holen.)

Rufus: Hat diese da Aehnlichkeit mit deiner toten Saruſa?

Tis: Sie ist nicht meine Tochter. Ich fand sie, da einmal ein wildes Räubergesindel in unsere Berge drang und viele Häuser niedergebrannt hatte. Als jene abgezogen waren und wir nach Ueberlebenden ausschauten, hörte ich ein Kind wimmern und ging herzu.

Rufus: Und diese ist das Kind?

Tis: Du sagst es. Sie war in ein Tuch gehüllt, ein Wurm, der nach der Mutterbrust schrie. Niemand aber vermochte zu sagen, ob sie zu uns gehörte oder von den Abziehenden zurückgelassen wurde. Denn es gibt verdammte Völker, die ihre Neugeborenen in der Wildnis aussetzen, um sie nicht nähren zu müssen.

Rufus: Sie ist schön.

Tis: Das ist sie. Schön und gut.

(Susa kommt zurück; in einer Hand schleppt sie den schweren gefüllten Krug, in der andern trägt sie zwei rote Nel-

ken; sie geht schüchtern auf Rufus zu und legt ihm die Blumen wortlos in die Hand.)

Rufus (sieht sie erstaunt und fragend an): Dies gibst du mir?

Susa (nickt still mit dem Haupt).

Rufus: So danke ich dir. Du hast mir sehr wohlgetan. Du hast mich aus einem scheuen Fremden zu einem Gastfreund gemacht, der hofft, was er an Gastlichkeit empfing, im eigenen Hause dereinst wettmachen zu können. Ich danke dir, Susa.

(Das Mädchen aber ist schon wieder an den Herd getreten und arbeitet mit gesenktem Antlitz, das der Widerschein des Feuers rötlich bestrahlt.)

* * *

Rufus und Tis stehen auf einer kleinen Bergwiese, über der dünner Zirbenwald zu grauen, zyklopisch geschichteten Felsen hinaufführt. Da, wo die Wiese gegen den dunklen Wald der Tiefen hin in eine schmale Zunge ausläuft, steht neben einem roh behauenen Steinblock, dessen Vorderseite etruskische Inschrift trägt, eine altersbraune Holzhütte.

Tis: Hier nehme ich Abschied von dir, Gastfreund.

Rufus: Wie nennt ihr den Platz?

Tis: Laziusa.

Rufus: Und dieser Stein?

Tis: Gehört den Priestern. Sie vermögen auch die Zeichen zu deuten. Es ist eine alte Schrift.

Rufus: Hier wäre wohl gut sein!

Tis: Ich weiß nicht. Die Knechte wollen in der Heuernte hier nicht schlafen. Sie sagen, Waldgeister trieben hier ihr Spiel. Lichter wandeln um die Höhe zur Nachtzeit. Da habe ich es aufgegeben, die Wiese mähen zu lassen. Ich habe ja Heu genug auch ohne sie. Du siehst, wie hoch das Gras

steht. Und schon beginnen an den Rändern neue Bäume wieder aufzuschießen.

Rufus: Einsam ist Laziusa.

Tis: Ja, aber manches Mal, zur Nachtzeit heulen die Tirli im Walde.

Rufus: Tirli? was ist das?

Tis: Ich weiß nicht, ob es Menschen sind oder Tiere. Nur ein einziges Mal habe ich einen Tirli gesehen; denn es gibt ihrer nur wenige. Wir nennen sie auch die Wildmänner. Sie hausen in Höhlen und kleiden sich in Felle und Baumzweige. Sie sollen die letzten Nachkommen des alten Volkes sein, das einst dieses Gebirge bewohnte, bevor es unser ward. Sie scheuen das Licht, sie heulen in den Nächten, sie bauen kleine Hütten, sie pflügen nicht das Feld. Ich weiß nicht, ob sie die Sprache kennen. Sie fürchten sich vor uns, und nur in finsteren Nächten kriechen sie aus ihren Kothöhlen.

Rufus (geht an den Zeichenstein heran, legt die Hand in die Steinkerben und sinnt. Ein großer Vogel mit braunem Gefieder und weißen Schwanzfedern schwingt sich über die Lichtung in die Tiefe hinab): Ich freue mich der Wanderschaft. Aber es könnte wohl sein, daß ich eines Tages müde mich nach einem Winkel am Herde sehnen werde. Willst du mich dann wieder aufnehmen, Tis? Sieh, diese Tasche birgt noch einige Kostbarkeiten. Willst du den Ring hier nehmen und mir Hütte und Wiese dafür geben?

Tis: Nein, ich bin nicht gewohnt zu verkaufen. Du bist mir lieb geworden und sprachst schöne Worte zu uns in der letzten Opfernacht. Aber ich verkaufe nichts.

Rufus, Ist es wegen des Steins?

Tis: Dieser Stein gehört den Göttern.

Rufus: Ihren Frieden würde ich heilig halten. Schade drum . . .

Tis: Es geziemt sich, daß ich dem Gastfreund ein Ge-

schenk anbiete. Nimm Wiese und Hütte! Ich brauche sie nicht und dich machen sie froh.

Rufus (nach seiner Hand fassend): Ich weise dein Geschenk nicht zurück. Ich nehme es an und danke dir. Ach, Gastfreund! In schlaflosen Nächten sehe ich immer noch mein Haus brennen . . . Hier endlich werde ich, wenn ich müde heimkehre, rasten können.

Tis: Ich möchte dir wünschen, daß du niemals anders sprechen wirst. Nicht leicht ist das Leben in diesen Höhen. Du wirst freilich nicht hungern, denn in diesen Stall werde ich dir, wenn du kommst, zwei Kühe stellen, und den Weg zu unsern Hütten hinunter macht ein rüstiger Gänger in wenigen Stunden. Aber der Winter ist lang, und Pin wälzt jauchzend die Lawinen von den Hängen herab. Und weißt du, was es heißt, mit dem Sturme kämpfen, der dir den Atem rauben will? Weißt du, was es heißt, selber für alle Dinge der Notdurft dieses Lebens zu sorgen? Kennst du die Angst der ersten Morgenstunde an nebligen Tagen, da du dich vom Pfühle reißen mußt, wenn du gern noch schlafen möchtest? Aber es brüllt die Kuh im Stall und will der Last ihres Euters entladen sein. Kennst du die Angst der Nacht, wenn die Wasser zu Tale schießen und der Blitz um die Hütte zuckt und das Aufleuchten seines Lichtes die Felsen selber gleichsam zu furchtverzerrten Riesenantlitzen macht? Und wenn es dunkel ist, weißt du, daß um dich im Kreise tote Augen starren in bleichen Gesichtern? — Aber keiner glaubt, was er nicht selber erfahren hat. Drum ist die Hütte dein, und wenn es dir leid wird, einsam zu leben, so kennst du den Weg, der zu uns führt! Die Männer unseres Volkes werden dich immer willkommen heißen.

* * *

Am lodernden Feuer liegt Rufus schlafend ausgestreckt auf dem Waldboden, die Arme unter dem Kopf gekreuzt. Weiter zurück, halb schon im Dunkel, kauert Susa,

das Gesicht unverwandt auf Rufus geheftet. Es ist sehr warm. Ein schwüler Brodem steigt vom moosigen Grunde auf, die Wachholderbüsche duften beklemmend, große Fliegen umschwärmen das Feuer. — Ein fernes Donnern macht Rufus auffahren.

Rufus: Susa!

Susa (auf leichten Sohlen näher huschend): Da bin ich Herr!

Rufus: Setz dich hierher!

Susa (sich neben ihm auf den Boden kauernd): Dank dir, Herr! Ich war leise, wie du befahlst. Du träumtest. Du sprachst leise vor dich hin und schwangst den Arm, als hättest du ein Schwert in der Faust. Der Kauz schrie im Busch. Mich schauerte. Tiv ist hinter den Wolken. Tivs Antlitz schimmert nicht durch das Laubwerk der Bäume ... Da kam auf einmal der Donnerschlag.

Rufus: Höre! Wie nennt ihr in eurer Sprache den Fährmann, der die Seelen der Gestorbenen über das dunkle Wasser der Schatten hinüberführt?

Susa: Charu ist der Ferge der Toten. Charu ist nackt und wild, lockiger Bart hängt ihm bis auf den Leib. In seinen Haaren nisten augenlose Schlangen. Das Wasser des Flusses Stygna rauscht und plätschert nicht. Kein Hall ist auf den Wassern. Die Luft ist still wie die Luft dieser Nacht. Mich schaudert.

Rufus: Schlafe!

Susa: Ich will das Feuer schüren. Schlafe du, Herr!

Rufus: Warum gingst du aus dem sicheren Hause deines Nährvaters fort? Ich sagte dir ja, mein Weg ist kein Weg sorglosen Genießens ... schlafe!

Susa: Ich habe gelobt, Wächter zu sein.

(Sie faßt nach dem Saum seiner Tunika und führt ihn mit bittender Gebärde an den Mund.)

Rufus (legt die Hand auf ihren Scheitel, dann plötzlich

aufspringend): Bleib! Was willst du? Du sollst schweigen. Du sollst nicht zwischen mich und meine Nachtgesichte treten. Schlafe, wie ich schlafen werde!

(Er streckt sich am Feuer aus, um das die Fliegen summen. Manchmal geht ein zitterndes Rauschen durch den Wipfel einer benachbarten Esche . . .

Die Stille in der Waldschlucht wird abgrundtief. Rufus schläft. Susa kauert am Feuer, seinen Schlummer bewachend. Aber auch ihre Augen werden klein und trübe. Sie hat jetzt selber Flügel und schwingt sich von Baumwipfel zu Baumwipfel. Tief unter ihr ist das Land, das noch keines Menschen Fuß betreten hat. Die Berge sind immer kleiner geworden, jetzt ragt keiner mehr zu ihrer einsamen Bahn hinauf. So weit der Blick reicht, hebt sich Bergkette hinter Bergkette, deren schwarz-weißgefleckte Riesenleiber im Dunst unter ihr verdämmern. Nur ein Felsenhorn schimmert rötlich aus brauenden Nebeln. Sie wiegt sich auf ihren Schwingen und zieht still durch die Nacht. Da tönt aus der fernsten Ferne eine)

Stimme: Warum verließest du ihn?

Susa: Ich verließ ihn nicht. Er schläft geborgen.

Die Stimme: Er ist meiner Söhne Geliebtester. Hab acht, daß ihm nichts geschehen mag! In den tiefen Schluchten des Waldes lauert das Grauen.

Susa: Ich bin bei ihm. Ich vergelte ihm. Ich bin das Land, das er liebt. Ich bin Berg und Wiese. Ich bin das Rauschen der Wasser. Ich bin die rötliche Wolke, die über dem höchsten Wipfel im Abendschein schimmert. Ich sah den ersten Tag, der meinen Felsen lächelte. Ich weiß nicht, wer mein Vater war, ich kenne meine Mutter nicht. Ich war geboren zugleich mit Wiesenrain und Felsenkluft.

Die Stimme: Flieg heimwärts! Flieg heimwärts! Die Berge schwinden unter dir. Thaur hat das Wolkentuch gebreitet. Im Walde lauert der Zwerg, den der Drache

in schwülen Sommern ausgebrütet hat. Gib acht auf meinen Sohn!

(Eine plötzliche Angst bemächtigt sich der stetig im Aether Schwebenden. Sie faltet die Flügel nach aufwärts und stürzt sich zur Tiefe. Brausen ist um sie. Jetzt ist sie in den Wolken. Jetzt sieht sie bleiche Gletscher unter sich ... im Wipfelmeer wogt ein Sturm... auf einem Baum hockt)

Der Kauz (und krächzt): Es schleicht im Wald. Das Feuer lischt. Kahan! Kahan!

(Susa sieht über einer nackten Bergschlucht schwebend aus dunklen Felsenspalten Kentauren mit stampfenden Hufen hervorgaloppieren. Sie wirbeln schwere rötliche Steine mit den Fäusten durch die Luft und schleudern sie dann hinaus ins Unergründliche, aber ein)

Greis (der Erlenzweige in Haar und Bart trägt, hebt sein Haupt aus dem donnernden Bergwasser und droht mit den Fäusten): Weh euch, ungeschlachtes Geschlecht! Was weckt ihr das schlummernde Land?

Die Kentauren: Was geht's dich an, Isarcus? Schläfst du denn selber je? Wer weckt uns mit seinem Donner, wenn wir zur Ruhe gehen? Wer zerbricht die Hütten der Kümmerlichen, wenn Tinia seinen Regen schickt? Hüte dich, sonst zermalmen wir dich unter unsern Felsen. Droben über Salarna hängt ein sturzbereiter Berg, auf Fafluna lösen wir die Gletscher, der Drache Pitla hebt sich aus seiner Höhle und trinkt dich auf, bis du versiegst. Hüte dich!

Susa (winkt drohend mit der Hand, da verschwinden angstwiehernd die Kentauren.)

Der Greis: Töchterchen, hast ihnen Angst gemacht. Grüß dich, Töchterchen!

Susa (neben ihm auf den Steinen kauernd, legt den Arm um seinen Nacken): Vater, hab dich lang nicht gesehen.

Der Greis: Ich sah dich, wie du vor dem Hause des Tis tanztest, in der Vollmondnacht, im Nebelkleid. Ich

rauschte dir meinen Gruß zu. Ich mußte vorüber, hinaus ins weitere Tal, Baumstämme treiben . . .

Susa: Ich tanze nicht mehr vor meines Vaters Haus. Ich diene einem neuen Herrn.

Der Greis: Ich sah dich mit ihm ziehen. Liebst du den Römer?

Susa: Er sucht. Er sucht das Leben. Er kam von Süden. Ich sah ihn an mit Sonnenaugen, ich sah ihn an mit Augen der Sterne über den Bergen, mein Schleier fliegt um mich wie Wolkennebel um die Rücken der Berge. Meine Wangen sind rot wie Gipfelgrate, wenn die Sonne sinkt; er kennt mich nicht; er wird mich kennen. Er diente mir, da er Herr war über hundert Sklaven; jetzt diene ich ihm, bis er die Heimat erkannt haben wird.

Der Greis: Ach du bist ewig jung. Aber mich macht Mühe alt. Ich muß wieder weiter, ich habe zu tun. Thaur lauert in den Wolken und will Regen schicken; so will ich gerüstet sein, wenn die Gäste kommen. Schlafe du! daß du wieder rosig glänzest, wenn Usil über die Wolken steigt. Ich grüße dich, Töchterchen!

(Er versinkt im strudelnden Strom . . . auf einmal zerreißt ein Blitz die Nacht.)

Susa (aus ihrem Traum auffahrend): Weh, das Wetter! Ich schlief . . .

(Ein neuer Blitz zeigt ihr ein häßliches Antlitz, das neben einem Felsblock aus dem Gebüsch lugt. Die Augen des Lauernden blitzen, eine rote Faust schwingt drohend einen Stein über dem Haupt des schlafenden Rufus.

Im nächsten Augenblick ist Susa mit einem Schrei emporgesprungen und stürzt sich auf den nächtlichen Angreifer. Aber das Dunkel hat ihn schon wieder verschlungen. Es raschelt im Buschwerk, als ob ein Bär in großen Sätzen flüchtend das Unterholz durchbräche.)

Rufus (der bei ihrem Schrei aufgefahren ist): Was gab es? Schriest du nicht?

Susa (zitternd): Ein Tirli! Ein Untier! Er wollte dich mit einem Stein erschlagen! Da sah ich seine Augen blitzen.

Rufus: Du träumtest. Komm näher her an das Feuer. Das ist keine Nacht zum Schlafen!

Susa: Weh! Weh! Diese Nacht! Thaur fährt über das Land und schleudert Alpan seine Blitze zu. Er spaltet den Fels, die Wolken brechen auf, es wankt der Berg.

Rufus: Wohl dem, der dem Grauen des Wetters furchtlos ins Antlitz sehen kann! Komm hier her! Unter dem Schutze dieses Steins erreicht uns der Regen nicht. Hörst du es rauschen im Wald? Wasserströme scheinen entfesselt zu sein. In den Felsenschlünden kocht der Gischt. Die Wipfel der Bäume biegen sich im Sturm, Wolkenburgen erhellen sich am Firmament, der Sturm reißt mir das Wort von den Lippen . . . Du zitterst, Mädchen? Wo ist deine Furchtlosigkeit? Ein Traum hat dich geschreckt.

Susa: Es war kein Traum.

Rufus: Du sahst vielleicht einen Luchs mit funkelnden Augen, der im Gebüsche lauerte und floh, als du dich regtest.

Susa: Nein, nein. Es gibt einen Schrecken, der dich im Walde befällt, des Abends, um die Stunde der Dämmerung oder auch um Mittag, wenn du allein auf der Wiese liegst und geballte Wolken still am Himmel stehen. Du weißt, du bist allein und dennoch schleicht es heran, du hältst den Atem an, um still zu horchen, langsam richtest du dich auf, du fühlst, wie du erbleichst — nichts, du siehst und hörst nicht und dennoch weißt du: Es ist da, jetzt packt es dich . . .

(Sie schaudert.)

Ich weiß, ich habe recht gesehen: Ein Tirli war uns nah und bedrohte dich. Sie hausen in ihren Löchern und

scheuen die Sonne. Sie tun den Bauern Schaden. Wer sie trifft, schlägt sie tot, wie man die Schlangen zertritt. Es heißt, daß ihnen einmal alles Land gehört hat, aber nun ist Krieg zwischen allem, was Gott kennt, und den Wildmännern. Sie sind feig, sie sind das Verächtlichste unter der Sonne.

Rufus: Es mag in diesem Lande Schrecken geben, die ich nicht kenne. Seine Schluchten sind tief und der Wald seiner Bergflanken ist dicht wie der Pelz eines ungeschliffenen Bären, der in der Sonne liegt und an seinen Pfoten saugt. Aber meine Pilgerschaft ist noch lang, Mädchen. Ich kann mich nicht darum kümmern, ob ein Schrecken deine Glieder wanken macht. Ich hieß dich nicht mir folgen. Wenn du zitterst, so bete zu deinen Göttern!

Susa: Ich bin wie die Pferde, die mitten in der Nacht das Schleichen des Mutr um ihre Ställe ahnen und ängstlich schnauben, und ihre großen Augen bohren sich in das Dunkel. Aber der Hirt, den ihr Angstschrei weckt, sieht weit und breit nichts Furchterregendes. So fühle ich den Wildmann und schaudere.

Rufus: Versuche zu schlafen! ... Der Sturm nimmt mir den Atem ... wer kann sprechen in solcher Nacht!

* * *

Die Hütte Laziusa. Der Himmel ist von schwerer Wolkendecke verhangen. Vom Tal steigt schwüle Nachtluft auf. Große dunkle Vögel brechen flügelschlagend durch die Baumwipfel. Ueber den Bergen im Westen, deren lange Kette weißlich durch die Nacht schimmert, blitzt manchmal ein Wetterleuchten auf.

Im Umkreis um die schlafende Hütte hocken, hinter Steinen und Baumstämmen sich bergend, die dunklen Gestalten lauernder Tirli. Einer von ihnen, der Kahan, kriecht auf allen vieren auf die geschlossene Haustür los, an die eine

Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln genagelt ist. Die Tirli sehen seinem Beginnen in atemloser Erwartung zu. Manchmal atmet einer vor Erregung so tief, daß es wie ein Aechzen klingt; einer zischt im Zorn wie ein wildes Tier, einer summt ganz leise die abgebrochenen Verse eines alten Kampfliedes vor sich hin.

Kahan ist jetzt der Tür ganz nahe. Er erhebt sich langsam aus seinem Kauern, legt das eine Ohr an die Tür und horcht. Dann nickt er seinen Gefährten wie befriedigt zu, stemmt die Schulter gegen die Tür und versucht sie einzudrücken.)

Ein Alter (leise zu seinem Nachbarn): Kahan ist stark. Kahan wird das Holz zerbrechen, als wären es trockne Aeste.

Der Nachbar: Und wir werden das Blut des Rumi trinken.

Der Alte: Wir haben schon so viele Nächte gelauert. Ich mag nicht mehr warten.

Der Nachbar (plötzlich aufschreiend): Ai... ai... ai...

(Da und dort springt einer der Tirli auf, weicht zurück und duckt sich dann wieder. Sie haben gesehen, daß Kahan sich mit einem einzigen Satz ins Dunkel der Wachholderbüsche zurückgeworfen hat, die hinter dem Opferstein stehen.

Es ist sehr still. Die Tirli haben sich, mit den Haaren ihre Gesichter verdeckend, so zusammengekauert, daß sie aus einiger Entfernung wie Baumstrünke, dunkle Büsche oder leblose Schatten erscheinen. Durch eine kleine Lücke der Hüttenwand fällt plötzlich ein Lichtschein, dann öffnet sich die Tür und in ihrem Rahmen erscheint Rufus, in der Hand eine Axt haltend.)

Susas Stimme (In der Hütte): Was ist's?

Rufus: Ich sehe nichts.

Susa: Es krachte im Holz, als würfe der Sturm sich plötzlich auf die Bohlen.

Rufus: Das Holz ist vom letzten Regen noch feucht. Nun dehnt es sich in der warmen Nacht . . .

Der Himmel ist schwer und dunkel von Wolken.

Kein Mensch ist um die Wege. Kein Tier lauert im Wald. Sei ruhig, Susa! Schlafe!

Susa: Ich erwachte, und mir war, als witterte ich das Nahen eines hungrigen Bären.

Rufus (kopfschüttelnd): Nichts! Die Nacht ist still.

(Er tritt auf die Schwelle, prüft den Himmel und mustert das Dunkel des Waldes mit spähenden Augen. Die Tirli befällt große Furcht. Aber Rufus wendet die Blicke schon wieder dem Himmel zu.)

Kein Stern am Himmel! Ueber uns ist nichts als der schwarze Schild der Wolkendecke, und unter uns dehnt sich im Dunkel die schlafende Erde. Kein Lüftchen regt sich. Du hast geträumt, Susa.

Susa: Ich hatte Furcht. Vergib!

Rufus: Hattest du je Furcht?

Susa: Ich bin, wie meine Schwestern sind, zitternd in der Nacht und zag in der Einsamkeit.

(Nach einer Pause):

Es ist nichts, ich sehe es jetzt selbst. Komm, schlafe auch du wieder!

(Sie erscheint plötzlich hinter Rufus in der Tür und legt ihm den Arm um die Schulter.)

Rufus (nach ihrer Hand fassend): Deine Hand ist ja kalt.

Susa: Du machst sie mir wieder warm.

Rufus: Horch, wie die Nacht atmet. . . Ist es nicht, als beugte man sein Haupt unter die segnenden Hände der Mutter? Ist die Nacht nicht wie ein Wiegenlied? Komm, wir wollen schlafen. Es ist Frieden um unsre Hütte.

(Er zieht Susa in das Innere des Hauses zurück und

schließt die Tür. Ein schwerer Riegel schiebt sich ins Holz, das Licht erlischt. Unbewegt kauern die Tirli im Dunkel.)

Kahan (zu Mocha): Sie haben den Zauber. Der Opferstein beschützt sie. Ach, wir sind zu schwach vor ihnen.

Mocha: Ich will auf einer Esche lauern. Und wenn der Rumi sorglos daherkommt, lasse ich mich auf seine Schultern herabfallen und beiße ihm die Kehle durch.

Kahan: Wir müssen erst den Opferstein ausgraben; so lang der steht, kann ihnen nichts geschehen.

Der Alte: Bevor nicht einer auf dem Opferstein geblutet hat, könnt ihr ihn nicht ausgraben.

Ein Rothaariger: Wer ist müde und will für seine Brüder sterben?

Der Alte (zitternd): Ich nicht. Ich nicht. Ich kann gut sehen und beißen. Ich bin jung trotz meiner Jahre.

Kahan: Du bist alt, sehr alt.

Mocha: Du bist zu nichts mehr nütze. Nicht einmal ein Eichhörnchen kannst du mit deinen zitternden Händen erwürgen. Wir werden Barpa fragen, den großen Geist.

Kahan: Ja, wenn der Mond voll ist, werden wir Barpa fragen.

Der Alte (weinerlich): Ich bringe euch morgen eine Gemse. Ihr sollt sehen, daß ich noch jung bin.

Ein Kleiner (mit starken Zähnen, die durch die Nacht leuchten): Wie lange ist es her, daß ich kein Blut mehr gekostet habe?

Der Alte: Ich will nicht. Ich will nicht.

(Die Tirli flüstern miteinander.

Der Alte müht sich vergebens, ihr Gespräch zu erhorchen. Seine blutunterlaufenen, erloschenen Augen blinzeln ängstlich. Er ächzt, aber er wagt nicht zu fliehen. — Auf einmal tritt der fast volle Mond im Untergehen aus einer Wolkenschicht hervor und berührt düster rot im Dunst der Som-

mernacht zitternd den Bergrand. Die Tirli wenden sich in tiefer Andacht mit erhobenen Händen dem Gestirn zu.)

Kahan (beginnt, indem er sich langsam hin und her wiegt, leise zu singen):

Große rote Mutter!
Mutter über den Bergen!
Du liebst das heiße Blut.
Wenn der Stein dampft,
Wenn das Opfer zuckt,
Liebst du deine Söhne,
Die Herren des Landes,
Die Herren des Waldes,
Die Gebieter über Bär und Luchs.
Wohl dem Tag, da ich getrunken
Vom roten Blut,
Da ich aß von der Leber,
Der fetten . . .

Der Alte: Ai, ai, das Blutlied! Das Blutlied!

Kahan:

Da wurde ich stark.
Da tat ich deinen Willen,
Da gewann ich Kraft.
Gib mir viel Blut,
Wie es verheißen ist
Von Urzeiten her,
Daß ich werde wie du,
Mutter über den Bergen!
Es betet das Volk der Tirli,
Der Behenden, der leise Schreitenden,
Der Herrscher von Anfang an:
Gib mir ein Zeichen,
Daß ich weiß, wen bestimmt du hast.
Wer müde ist, soll schlafen,
Wer alt ist, soll ausruhen,

Wer lange gelebt hat,
Soll seinen Hals dem Messer nicht weigern.
Lange trank ich kein Blut,
Lange aß ich nicht
Von der Leber, der fetten.
Gib mir beides, rote Mutter,
Gib mir, daß ich dich preise,
Denn ich bin dein Sohn,
Der nächtlich Wandelnde
Auf leichter Sohle
Durch dunklen Wald . . .

(Er ist in ein immer stärkeres Wiegen hineingekommen und mit ihm die andern Tirli, die in wachsender Ekstase augenblinzelnd und die starken Unterkiefer verschiebend auf ihn schauen und sich immer enger um ihn geschart haben. Nur der Alte sitzt abseits, den Kopf in den Armen geborgen und leise winselnd, wie ein Hund, der sich im Dunkeln fürchtet.)

Kahan:

Siehe, ich habe gespitzt meine Nägel,
Meine Zähne sind scharf wie Dornen.
Du ließest mich finden
Den scharfen Stein.
Wie freue ich mich
Zu trinken Blut
Nach langem Darben.
Es macht mir warm das Herz,
Es erfüllt mich mit Glut,
Meine Zunge lechzt.
Nichts ist so gut,
Nicht das rote Mark
Der Knochen des wolligen Bären,
Nicht Hirn vom Luchs,
Nicht die Milz des Hirsches,

Nichts ist so gut.
Meine Zunge lechzt.
Trinkt, Brüder trinkt,
Schlürfet das rote Blut,
Malt euch den roten Kreis
Auf Stirn und Brust.

(Der Mond beginnt langsam hinter dem Berg zu versinken, die Schatten werden tiefer. Alle Tirli schauen, in einer starken Erregung schnaubend, auf den Alten, der hilflos zusammengesunken abseits von ihnen kauert. Aber seine Augen spähen fieberhaft ins Dunkel des Waldes, eine Möglichkeit der Rettung suchend. Dann wieder bemüht er sich, in den Gesichtern der andern zu lesen. Jetzt ist nur noch ein kleiner Abschnitt des Mondes über dem Berg. Jetzt verschwindet auch der, und es ist nichts zu hören als das ekstatische Schnauben der Tirli, die der Schauer einer heftigen Erregung wie im Frost hin und herreißt, und das Knirschen der Zahnreihen, die auf einander mahlen. Jetzt hebt sich eine Faust, die eine Keule schwingt, aus dem Haufen. Mit einem Satz ist der Alte emporgesprungen und flieht behend dem Dickicht zu, die ganze Horde ihm nach, durch das Unterholz brechend, die Schultern geduckt wie kurzbeinige Tiere, in dicht geschlossener Schar. In den Baumwipfeln flattern aufgeschreckte Geier und ordnen sich zur flügelschlagenden, schweren Heersäule über den Tirli. Sie wittern Blut, fliegen mit ihnen, überholen sie, kehren zurück und stoßen von Zeit zu Zeit einen heiseren Schrei aus.

Jetzt flieht, schon matter werdend, eine dunkle Gestalt über eine schräge Lichtung. Der Zwischenraum zwischen ihr und den behend Nachsetzenden wird kleiner, da . . . ein Schrei, der in den Felsen ein Echo weckt und wild in den Schlummer der Laziusahütte hineintönt. Einen Augenblick scheinen Berg und Tal in Schweigen zu versinken.

Dann wird in der Hütte der Riegel zurückgestoßen, und in der offenen Tür erscheint)

Rufus (und schwingt eine Fackel, hinter ihm, an ihn geklammert, Susa.): Die Nacht selber hat ihr Grauen in die Welt hinausgeschrien. Das war der Schrei eines, dem vor dem Sterben graut.

Susa: Es bricht durch das Dickicht, als wären hundert Hirsche auf der Flucht vor dem Jäger.

Rufus: Komm Susa, wir wollen schlafen! Es ist nicht gut, Zeuge zu sein. Es gibt ein Grauen, das selbst die Götter fürchten.

(Die Tür schließt sich. Es wird still und kalt. Im Osten steigt über zackigen Felsgraten ein erstes Morgengrauen empor.)

* * *

Tis und Rufus gehen nebeneinander bedächtig am Waldsaum entlang.

Tis: Den Göttern sei Dank, daß dieser Winter vorüber ist, daß die Sonne steigt und das Eis endlich schmilzt. Auch du wirst froh sein.

Rufus: Der Winter war kurz, wir litten keinen Mangel. Wir saßen am Feuer, Susa und ich, und horchten auf das Sausen des Sturmes, der im Walde tobte. Und wenn die Sonne am Himmel stand, hoben sich fernste Berge am Horizont, Berge, die schon auf die Ebenen der Heimat hinabschauen. Und ich gedachte ohne Sehnsucht oder Bitterkeit des Landes, das wir verloren haben.

Tis: Du weißt?

Rufus: Ja, ich weiß, daß der Barbar Herr geworden ist und daß selbst Rom vor seinem Ungestüm zittert.

(Sie gehen in gedankenvollem Schweigen eine Zeitlang nebeneinander her. Vom Waldboden steigt der Geruch faulenden Holzes und blühender Blumen auf. Im Schatten der größeren Steinblöcke und Baumstämme liegt da und dort

noch eine Kruste schmelzenden Schnees. Die Gipfel im Osten sind bis tief herunter noch im Schnee vergraben. Der Himmel ist blaßblau und frei von Wolken.)

Rufus: Ich sagte es dir schon. Ich bin dem Winter nicht gram, denn er vollendete die Heilung meiner Wunden. Und als Susa mein Weib war, versiegte der Schmerz und verklärte sich in ein heiliges Gedenken.

(Er bleibt überrascht stehen.)

Hier war es, wo ich Susa zuerst sah. Nach einem unruhigen Schlafe machte ich in der Morgenfrühe die Augen auf und sah sie lächelnd neben mir sitzen, ein Kind, ein zwitscherndes Vögelchen, ein Wesen halb Weibchen, halb Dryas.

Tis: Ja, mir fehlte sie, als sie davonging, und doch, ich hätte sie nicht gehalten, auch wenn ich es gewußt hätte, daß sie davongehen will. Sie war nicht wie andere Mädchen.

Rufus (ihm beide Hände hinstreckend): Habe Dank auch dafür, daß du uns nicht grollend empfingst, als wir zurückkehrten.

Tis: Du hattest mir nichts genommen. Wie sie in mein Haus gekommen war, so ging sie wieder davon, ein freies Wesen, über das mir die Götter keine Macht verliehen haben. Freilich, ich war ihr Lachen gewöhnt, aber nun ist sie uns ja wieder nahe. Sag ihr, daß hier unten die Blumen blühen, blau und weiß, im Wald und an den Rainen. Und der Kuckuck schreit bald hier, bald dort, und kündet dem Neugierigen die Zeit seiner Lebensjahre.

Rufus: Auch bei uns regt sich schon das Leben unter dem Schnee. Die Nächte sind mild, die Steinblöcke auf den Halden glänzen feucht im Sonnenschein. Meine Hütte leuchtet über dem jungen Grün, und Susa singt durch das Haus und macht mich Alternden jung.

(Ein alter Hirt hinkt mit einem Hunde einen Seitenpfad

herunter und bleibt demütig grüßend stehen, als er seinen Herrn und Rufus erkannt hat.)

Tis: Wo kommst du her?

Der Hirt: Ich war bei den Schafen oben. Sie stehen beisammen und blöken. Es wird Regen kommen.

Tis: Prophezeist du wieder?

Der Hirt: Ich spüre es auch an meinen alten Knochen.

Tis: Warum bist du nicht auf der Bank hinter dem Ofen sitzen geblieben? Habe ich dir geheißen, den weiten Weg zu machen?

Der Hirt: Freilich nicht. Und nun gehe ich auch wieder zurück an den Platz, auf den ich gehöre, hinterm Ofen. Mir deucht aber, Herr, daß du selber auch nicht mehr gar jung bist, und der Maienwind ist nicht gut für alte Knochen.

Tis (auf Rufus deutend): Kennst du diesen da nicht? Was schaust du ihn so zornig an?

Der Hirt: Ich kenn ihn und kenn ihn nicht. Der Römer ist es, mit dem Susa auf Laziusa haust ... Herr, es ist nicht gut, mit dem Feinde Freundschaft halten.

Tis: Geh, Alter, was schwatzst du?

(Er setzt an Rufus' Seite gelassen seinen Weg fort. Der Hirt sieht ihnen in unterwürfiger Stellung nach und bewegt zornig die Lippen, als spräche er mit sich.)

Tis (im Weitergehen): Trag ihm seine Worte nicht nach, Rufus! Das Alter ist hartnäckig.

Rufus (den Kopf schüttelnd): Was willst du von ihm! Er spricht, wie es Treue und Einfalt ihm eingegeben haben. Aber wohl wäre es mir ein Kummer, wenn ich fürchten müßte, daß du und die besten des Volkes ebenso denken wie er.

Tis (lebhaft): Du weißt, daß dem nicht so ist. Wir haben dich gern, weil du liebst, was wir lieben, die Götter und dieses Land, und nicht liebst, was wir nicht lieben, die Barbaren und den neuen Gott. Und dann erinnern sich unsere Leute an das, was du einst in heiliger Nacht zu uns

gesprochen hast. Sie sehen dich hier als einen großen Larth an und freuen sich, daß sie von dir lernen können. Ich weiß auch, daß sie oft auf deine Hütte kommen, dich zu besuchen. Und unsere Mädchen singen zur Spinnzeit vom großen Römerherrn, der oben in den Bergen sitzt und auf die Zeit wartet, da er die Männer zum Kampf ins Tal hinabführen kann. Und keine ist, die nicht Susas Geschick priese.

Rufus: Sprich mir nicht von Kampf! Ich bin jenseits des hohen Zauns, der die Hoffnung von der Entsagung trennt. Aber laß sie singen!

Es gibt unter dem verstreuten Volk der Juden eine Sage von Mose, einem Gottgesandten, der sie aus der Knechtschaft in die Freiheit führte. Mose ist alt und hat Sünde auf sich geladen, die Sünde der Mutlosigkeit und der mangelnden Zuversicht. Und es ward ihm verheißen, daß sein Volk das Land der Freiheit erobern wird, nur er darf es nicht betreten. Nur sehen darf er es vom hohen Berg herab, dann stirbt er. So grad, so sitze ich auf meinem Berg und sehe ins dämmernde Land der Zukunft hinaus, bis der Tag kommt, da ich sterbe.

Sinkender Abend / von Franz Staude

Du spätes Gewölk über mir,
Des Abschieds leichtes Gebilde,
Nicht eilend, nicht zögernd im blassen Vergehn,
Halte mein Herz, daß es nicht in den Abgrund fällt!

Hoffnung sah wie Erfüllung aus.

Zu spät, ihr dämmernden Gefühle,
Dies zu erkennen:
Daß ich nun meine Trunkenheit
Im Grünen kühle.

Frommer Frühling / von Fritz Lampl

Die weiße Mauer leuchtet und erblüht,
Vieltönig ist die Seele aufgegangen,
O meine Sehnsucht hat schon rote Wangen
Und alles Leben ist um mich bemüht.

Nur noch der Bach weiß winterliche Lieder,
Ein Traum zerrinnt und wandelt sich zur Quelle
Und meines Tages übergroße Welle
Sinkt wie ein Regen auf die Erde nieder.

Der blaue Schlaf verschließt mir das Verschwenden,
Ich bin ganz eingeengt in mein Entzücken,
Nun muß der liebe Gott sich selber bücken
Und trägt mich aufwärts auf verklärten Händen.

Die Engel summen süß in meinem Haar,
Da bin ich auf der großen Himmelswiese,
Es tanzen rings um mich die Paradiese
Und machen mir das Sterben offenbar.

(gez. von Max v. Esterle)

Reichsratsabgeordneter Dr. Kofler

Brixner Chronik XVIII

Was mag sich der Leser über mein langes Schweigen gedacht haben? Glaubte er wohl, ich bezöge jetzt einen Ruhegehalt aus der Brixner Stadtkasse oder war er der Ansicht, mir sei die ganze Geschichte zu dumm geworden, und ich wäre in ein besseres Land ausgewandert? Das eine ist leider so unwahr wie das andere. Und siehe, es gibt ein Wiedersehen! Und so liege ich heute mitten im grünen Frühling, sehe dem Gras beim Wachsen zu, und wünsche nur, der liebe Gott möge mich noch recht lange am Leben erhalten. Nicht gerade, um die oppositionellen Kirchengänger in dieser Stadt mit Witzen zu unterhalten und ihnen so ihre Zurücksetzung erträglicher zu machen; auch nicht allein deswegen, um den Leuten, die sich so wohlig nach der Decke strecken, diese heimtückischerweise wegzuziehen und mich dabei an ihren Umgangsformen zu erfreuen. Gewiß, ich will es nicht leugnen, manchmal kann auch das wohl vorkommen, im Allgemeinen aber ergötzt es mich mehr, daß es hier so gemütlich zugeht. Denn hier trinken sie den Wein und die Milch der frommen Denkungsart aus ein und demselben Glas. Der Gedanke hat etwas Befreiendes und man liest es mit Wohlwollen, wenn unsere Mitbürger, die nach Rom gepilgert sind, uns auf dem Wege der katholischen Presse mitteilen, daß einer von den Beteiligten dabei war als „die Bevölkerung von Neapel manche Anklänge an die Griechen zeigte, die sich dort 600 Jahre vor Christus ansiedelten, und dabei der herrliche Golf mit Neapel wie eine Königin auf ihrem Throne überschaut wird". Ja selbst der Gedanke schmerzt nicht mehr so sehr, daß der heil. Vater in Rom kränklich ist.

Denn siehe, wenn sich die Menschen hier an der Natur vergreifen, so ist der Grund hievon dasselbe Frühlingsahnen, das im Busen der Jungfrau jene Unordnung hervorruft, die mit dem Wachsen der Kornfelder fortschreitet. Und so sucht man sich mit Blumentagen zu helfen. Dagegen ist im Grunde nichts zu sagen, denn auch die jungen Mädeln sollen ihre Freude haben, ob sie nun hübsch sind oder nicht. Ueberdies schaut auch für sie etwas dabei heraus. Denn ein Teil des Reinerträgnisses soll dafür verwendet werden Spazierwege zu bauen, die ja der himmelblauen Romantik

einer Mädchenseele von jeher entgegenkommen! Während also die jungen Verkäuferinnen dir die Blumen reichen und dabei so liebenswürdig sind, daß du dich darüber baß verwunderst, wie die Spröden nun auf einmal so ins Auftauen gekommen sind, glänzt in ihren Augen die ganze Hingebung einer warmen Sommernacht; und sie träumen von Arm- in Arm-Gehen auf diesen kühlen Waldwegen, vom dazugehörigen Mondenglanz, der so elegisch ist und spitzbübisch zugleich, von Seufzern und Küssen, Verschwiegenheiten und Geständnissen, kurz von dem ganzen Apparat unwiderstehlicher Stimmungen, in die sich die gesetztere männliche Jugend oft nur mit grundsätzlicher Befangenheit hineinzuleben vermag. Nichtsdestoweniger erhebt es dein Gemüt, so aufmunternd angelacht zu werden, ein jeder glaubt, es gelte ihm und möchte sich erkenntlich zeigen. Der eine aber oder der andere macht wohl ein bitterböses Gesicht und bekommt moralische Anfälle. Dieser aber sei gebeten, einen Blick auf das Festprogramm zu werfen, das ihm die Versicherung gibt, daß ja der andere Teil des Reinerträgnisses zur Weiterführung des eingestellten Spitalbaues verwendet werden soll. Könnte man es wirklich die armen Mädchen entgelten lassen, daß die Stadtväter das für diesen Bau geliehene Geld in wenig haushälterischer Weise etwas unvorsichtig verpulvert haben und nun in eine Gasse geraten sind, in der man sich nicht gerne lange aufhält? Das haben die Mütter sehr wohl eingesehen und sind Patronessen geworden und alles freut sich, weil der Zweck ein guter ist.

Alte Leute werden jung, und den Gefahren des Wonnemonats Mai entgehst du nicht. Die Politik bekommt das nicht minder zu spüren. Und so kam es, daß plötzlich an einem schönen Frühlingstag wie ein heitrer Blitz vom Himmel eine neue Zeitung erschien und sich „Südtiroler freie Stimmen für Politik, Literatur und Kunst" nannte. „Dem deutschen Freisinn ist diese Arbeit gewidmet", konnte man in einem erbaulichen Vorwort lesen. Wie sich der deutsche Freisinn dazu stellen wird und ob er so frei sein wird, das freundliche Anerbieten anzunehmen, wer vermag das zu sagen? Ich für meine Person wittere hier einen neuen Feind, denn im Briefkasten fand ich die gefahrdrohende Notiz: „Brixener Brief und Abrechnung mit Chronik folgt".

Da sollte man jetzt eben wissen, wem die Drohung gilt, ob meiner „Chronik" oder der des Herrn Dr. Schöpfer und Genossen. Ich wüßte aber auch schon, wie man das Unheil abwenden könnte, denn gleich in der nächsten Zeile wird verraten, daß die Privatwohnung des Redakteurs sich in Innsbruck befindet. Das ist sehr fein und schlau gesagt, aber ich lasse dem Dr. Schöpfer hier den Vortritt, denn ich bin ein armer Teufel und hätte meine liebe Not. Einige Zeit zum Leben werden wir ja wohl beide noch haben, denn die Zeitung „erscheint jeden Sonntag" und die erste Nummer kam am 27. April heraus; die zweite ist noch nicht erschienen. Jedoch ein kluger Mann baut vor.

Ich habe zwar Angst; mit dem Dr. Schöpfer hätte ich es nicht verderben sollen. Am Ende läßt er mich jetzt sitzen. Aber — vielleicht macht Not doch Freunde! Denn ebensogut wie Christlichsoziale und Konservative sich hier ausgesöhnt haben, ließe sich vielleicht ein Weg der Verständigung zwischen den beiden „Chroniken" finden. Leuten, die das Geld für alle die Dinge aufbringen, die der Tiroler Landtag heuer wieder bewilligt hat, müßte das am Ende nicht so schwer fallen. Und um entgegenkommend zu sein, jenseits von Gut und Böse ließe ja auch ich ein Wort mit mir reden und wenn wir dann zu Hause sind, wird sich schon alles finden.

Hartmann.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 374/375 (60 Heller.):

Die Katastrophe der Phrasen
Warnung vor der Unsterblichkeit / Notizen
Wer ist der Mörder? / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck